4244 14.05.1930 Hü

A.
T. - Das Pilgern und die Oktav einst und jetzt
- Erinnerungen

Abreißkalender

Und dann steht er plötzlich vor dir, der Mätt, der Pitt, der Misch, der Neckel, der Victor, der Jampier, der Jang — oder ein weibliches Gegenstück dazu, und lacht mit allen Zähnen und sagt gar nichts. Wartet ab, wie die Begegnung auf dich wirkt. Und in dem gesund verwitterten Gesicht steht: „Aha, was sagste denn nu? Da sind wir auch, allemal, und nicht zu knapp!"

Du freust dich, da so plötzlich mitten im Stadtbild ein Stückchen der alten Heimat auftaucht, sonntags angetan, schon nach einem Morgenschöppchen oder zwei duftend, aber vergnügt, und mit dem Antlitz, in das der Kampf mit der Erde eine gemütliche Verbissenheit gezeichnet, mit den schwieligen Händen, die nur Schweres und Hartes anfassen das ganze Jahr lang.

Es regnet — „siddlich", verstockt, stumpfsinnig, die Städter werden davon schon nervös. Aber die Pilger von draußen stehen mit dem Regen auf du und du. Sie sehen das Wetter nicht im Zusammenhang mit Ausflugsmöglichkeiten, neuen Hüten und Seidenstrümpfen. Das Wetter ist ihnen eins mit dem Leben des Alltags, sie stapfen durch den Regen und lassen sich die Laune nicht verderben, nicht einmal dann, wenn es schon zu lang und zu viel geregnet hat. Es ist halt nicht anders. Und einmal wird es schon noch besser werden. Und nachmittags trägt der Mätt durch den rieselnden Regen seinen Regenschirm nur noch geschlossen herum, unterm Griff gefaßt, wie eine tote Gans am Hals, und läßt es ruhig in die Pfeife tropfen.

Er ist still vergnügt, in weiter Runde ist nichts für ihn zum Zupacken, sein Kräftereservoir rinnt leise voll, morgen wird es „flutschen".

Es war nicht pläsierlich heuer, das Pilgern. Jeden Morgen in der Früh der griesgrämige Himmel, die spiegelnden Dächer, der dünne kühle Regen. Aber „Mai kühl und naß — Füllt dem Bauer Scheune und Faß". Einerlei, man hätte es den Kleinen gegönnt, daß sie im Schein einer blanken Morgensonne eingezogen wären, und daß auch die Stadt sich ihnen im unverregneten Sonntagsgewand gezeigt hätte.

Es gab eine Zeit, da teilte sich die Einwohnerschaft des Landes in Leute, die zur Oktav den Clausener, andere, die den Eicher Berg heraufgezogen kamen, Hut und Rosenkranz schwingend, andere beteten sich über den Letzten Stüber, wieder andere zur Monterey- oder Arsenalavenue herein. Heute kommen sie von fern nur noch durch das Einfalltor des Bahnhofs. Ihr Jungens und Mädels von heute werdet dereinst an die Oktav viel weniger malerische Erinnerungen behalten, als wir, die noch nicht mit der Bahn fuhren und den ganzen Weg zu Fuß machten. Tags vorher ließen wir uns willig schon um sechs Uhr ins Bett stopfen, um morgens früh um drei munter zu sein. Aber die Eier, die wir zu Nacht gegessen hatten, und die Aufregung ließen uns nicht schlafen. In dunkler Nacht zum Dorf hinaus, kaum daß eine Ahnung von Morgenrot den Osten leise zu färben begann. Durch die Dörfer, in denen es aus den Ställen leuchtete und klirrte und zwischen den Häusern auch von Pilgern huschte, die zu unserm Stolz später dran waren, als wir. Das schiefe Licht der Frühsonne durch die weißschimmernden Baumwipfel, der kaum ergrünte Frühlingswald, die Stadt im Morgendunst — über alle Straßen von rechts und links die Prozessionsschlangen, die auf die Hauptstraße losstreben, fliegende Fahnen, die Gesangbücher vom Morgenwind verblättert, Ave maris stella und Wunderschön Prächtige und Grizzeischte Maria — und hinter mir der Nekessen, der jung nach Amerika ging, sagt mir ins Ohr, ob ich ein Stück Wurscht will, was ich entrüstet ablehne! — Den Clausener Berg hinauf durch die hallenden Festungstore, das Wunder der Stadt — und der Kaffee bei Andressen, und die Onkels und Tanten und Vettern und Kusinen von fern und nah, eine neue Kappe, ein neues Tintenfaß, ein Buch, ein Farbkasten — man war acht, zehn Jahre alt. Ist es denn heute auch noch so wunder-wunderschön?

Mercredi 14. 5. 1930